

Louise Hill



Mein bitteres Leben
mit dem Zuckerbäcker

WÖRTERSEH
WÖBLEBSEH

Louise Hill

Teufelskreis

Mein bitteres Leben
mit dem Zuckerbäcker

WORTERSEH
WOBLERSEH

Es gab sie, die guten Zeiten. Die Zeit der Verliebtheit, die Zeit des Respekts füreinander, die Märchenhochzeit. Aber schon kurz nach dem Jawort zeigte sich, dass Louise Hills Mann neben seiner extrem charmanten eine ebenso gewalttätige Seite hatte. Der erfolgreiche Zuckerbäcker schlug sie, er schrie sie an, beschimpfte und demütigte sie. Wegen Nichtigkeiten. Aus heiterhellem Himmel. Meist begleitet von massiven Drohungen. Trotz allem: Louise blieb. In der ersten Zeit noch aus Liebe. Später aus Hoffnung. Schließlich aus purer nackter Angst um die gemeinsamen drei Kinder. Was ihre Situation noch schwieriger machte: Niemand in ihrem beruflichen oder privaten Umfeld hätte vermutet, dass die Familie hinter ihrer vordergründig schillernden Fassade in einem Teufelskreis gefangen war. Denn so schnell, wie Louises Mann wütend werden konnte, so schnell konnte er sich, wenn es darauf ankam, wieder beruhigen. Erst als Louise ins Frauenhaus flüchtete und ihr Mann daraufhin drei Grabkreuze mit den Namen seiner Kinder bestellte, wurden die Ämter aktiv, was zu einem hoffnungsvollen Neustart der Familie führte. Nicht lange aber, da begann eine erneute Abwärtsspirale, aus welcher sich Louise letztlich nur mit größter Willenskraft und dem Wohl ihrer Kinder vor Augen befreien konnte.

Prof. Dr. med. Frank Urbaniok, forensischer Psychiater, in seinem Nachwort zum Buch:

»Jeder Mensch hat das Recht, nicht Opfer von Gewalt, Misshandlung oder Demütigung zu werden - und das gilt auch oder sogar besonders für die eigene Familie. Der Schritt an die Öffentlichkeit, der Schritt, Hilfe in Anspruch zu nehmen, ist schwer. Häufig braucht es mehrere Anläufe, und nicht selten gelingt es trotz allem nicht, sich aus einer gewalttätigen Beziehung zu lösen. Aber - und das zeigt uns die Autorin dieses Buches auf eindrucksvolle Weise: Es ist machbar! Es ist möglich, den Weg zurück in ein glückliches, selbstbestimmtes Leben ohne Gewalt zu finden. Dafür gebührt Louise Hill Respekt und Dank. Ich hoffe, dass dieses Buch vielen Betroffenen Mut macht und Kraft gibt, ihre Situation ins Positive zu verändern.«



Louise Hill, geb. 1966, wuchs zusammen mit ihrer jüngeren Schwester in der Nähe von Bristol auf. Sie studierte in London Sprachen: Deutsch, Französisch und Russisch. 1986 lernte sie bei einem Sprachaufenthalt im französischen Tours ihren späteren Ehemann, einen Zuckerbäcker, kennen. Drei Jahre später heiratete sie ihn und zog zu ihm in seine Heimat, die Schweiz, wo sie gemeinsam ein florierendes Zuckerartistikgeschäft aufbauten und schließlich eine Familie gründeten. 1994 kam ihre Tochter zur Welt, 1997 und 2002 ihre beiden Söhne. 2009 trennte sich Louise Hill nach vielen

gescheiterten Versuchen definitiv von ihrem gewalttätigen Ehemann. Heute arbeitet sie als Sprachlehrerin und ist dankbar, dass sie in einem neuen, angstfreien Leben sich selber wiederfinden und ihren Kindern das Lachen zurückbringen konnte.

Alle Rechte vorbehalten, einschließlich derjenigen des auszugsweisen Abdrucks und der elektronischen Wiedergabe

© 2013 Wörterseh Verlag, Gockhausen
© Foto Umschlag vorn: Ocean/Corbis;
© Gebet: Antje Sabine Naegeli

Rewriting: Brigitte Matern, Konstanz

Juristisches Lektorat: Dr. Georg Gremmelspacher, Rechtsanwalt, Basel

Lektorat: Andrea Leuthold, Zürich

Korrektur: Claudia Bislin, Zürich

Umschlaggestaltung: Thomas Jarzina, Holzkirchen

Layout, Satz und herstellerische Betreuung:

Rolf Schöner, Buchherstellung, Aarau

Print ISBN 978-3-03763-033-4

E-Book ISBN 978-3-03763-540-7

www.woerterseh.ch

*Für all jene, die in verflixten Situationen leben
und den Ausweg noch nicht gefunden haben ...*

... die Zeit wird kommen.

Vorwort

Liebe Louise,

vor sieben Jahren, am 15. April 2006 um genau zu sein, hast Du den ersten Schritt in die Freiheit getan. Du hast Deine Sachen gepackt und bist mit Deinen Kindern zu uns ins Frauenhaus gekommen.

Unserem ersten Kontakt war eine lange telefonische Beratung vorausgegangen. Du hast mir dabei aus fast zwanzig Ehe- und Familienjahren erzählt. Von einem nach außen erfolgreichen und glücklichen Ehepaar, einer im Dorf angesehenen Oberschichtsfamilie mit drei Kindern und einem florierenden Geschäft.

Aber auch davon, wie es unter dieser Oberfläche ausgesehen hat. Du hast von jahrelangen Wutausbrüchen, physischen und psychischen Misshandlungen, Demütigungen und zahllosen Todesdrohungen erzählt.

Deine Erzählungen vermittelten mir den Eindruck eines psychisch extrem auffälligen Mannes und einer tiefen Verzweiflung in Dir. Die Verzweiflung darüber, mit einer endlos scheinenden Energie alles versucht zu haben und nun doch an der Wand zu stehen. Dein Körper reagierte längst mit Schlaf- und Appetitlosigkeit.

Als ich Dich dann kurz nach diesem ersten telefonischen Kontakt persönlich kennen lernte, saß eine vollkommen erschöpfte, abgemagerte Frau vor mir. Du warst voller Selbstzweifel, extrem eingeschüchtert und hattest panische Angst vor den Konsequenzen Deines Handelns. Während unseres Gesprächs überkam Dich eine tiefe Traurigkeit. Ich hatte den Eindruck, dass Du im Schutz und in der Geborgenheit

des Frauenhauses endlich loslassen konntest.

In der darauffolgenden Zeit bei uns redetest Du Dir vieles von der Seele, und langsam, aber sicher fügten sich die Puzzleteile Deiner Leidensgeschichte zu einem immer klarer werdenden Bild zusammen. Und ebenso langsam, aber sicher erkanntest Du die Komplexität und das erschreckende Ausmaß der Gewalt, der Du und Deine Kinder ausgesetzt wart. Auffällig war, dass Du immer wieder überrascht warst, dass wir Deinen Aussagen Glauben schenkten.

Mehrmals hast Du erwähnt, dass Du früher schon bei verschiedenen Beratungsstellen und auch bei der Polizei Hilfe gesucht hattest, es jedoch nie zu einer Veränderung gekommen sei, weil es Deinem Ehemann dank seiner Eloquenz und seinem Auftreten immer wieder gelungen war, die involvierten Stellen zu täuschen.

Als Du Dich nach den Beteuerungen Deines Ehemannes, sich zu bessern, entschlossen hattest, ihm nochmals eine Chance zu geben, und unter klar definierten Bedingungen zu ihm zurückkehrtest, blieb uns nur, die Polizei zu informieren, Dich mit Notfallnummern auszustatten und Dir zu versichern, dass die Tür des Frauenhauses für Dich und Deine Kinder jederzeit weit offen stehen würde. Wir hatten große Angst um Euch vier, konnten und mussten Deinen Entscheid aber auch verstehen. Eine Frau, die derart großer, vor allem psychischer Gewalt ausgesetzt ist, braucht, das wissen wir, immer mehrere Versuche, bis sie sich definitiv lösen kann. Kommt dazu, dass es in Eurer Beziehung ja auch viele gute Momente gegeben hat.

Die Versprechungen Deines Ehemannes hatten sich jedoch bereits nach kurzer Zeit wieder zerschlagen, seine erneute Gewalttätigkeit bestärkte Dich darin, dass der einzige Weg aus dem Teufelskreis eine Scheidung sein würde. Du und Deine Kinder klopfen zum zweiten Mal bei uns an.

Unter Deiner tiefen Trauer und Verzweiflung war immer eine große Stärke zu spüren. Ein immenser Wille, die Fäden definitiv wieder selber in die Hand zu nehmen. Dabei halfen Dir Dein

englischer Humor und Deine Kreativität. Du wolltest malen – wir richteten Dir einen Platz in der Kleiderkammer ein. Du wolltest schreiben – wir ermöglichten Dir, abends in unserem Büro in aller Ruhe Deine Geschichte niederzuschreiben. Zu jenem Zeitpunkt hattest Du die Idee zu diesem Buch.

Liebe Louise, Deine Kraft und Dein Wille, auch unter den widrigsten Umständen für Deine Kinder da und ihnen eine gute Mutter zu sein, haben mich tief beeindruckt. Auf Deinem damals noch sehr weiten Weg in eine gewaltfreie und wieder glückliche Zukunft machtest Du viele Schlaufen, erlebtest Du zahlreiche Auf und Abs, begleiteten Dich positive Überraschungen ebenso wie herbe Enttäuschungen.

Dass Du heute wieder »ganz« bist, dass Deine Kinder sich erholen konnten, dass Eure Geschichte glücklich endet, macht mich und all die anderen Mitarbeiterinnen im Frauenhaus Luzern glücklich und motiviert uns, nicht aufzugeben. Auch dann nicht, wenn das Ende der Tunnels, in denen sich unsere Klientinnen befinden, auch noch so weit entfernt scheint.

Ich danke Dir dafür.

*Annelis**

Im April 2013

* Annelis ist Sozialarbeiterin und war die Betreuerin, die Louise Hill und ihre drei Kinder im Frauenhaus Luzern in erster Linie beraten und begleitet hat.

Alltag

Er war wieder einmal mit dem Mittagessen nicht zufrieden. Die Spaghetti bolognese – ein Gericht, das jeden Tag vermutlich millionenfach auf den Tisch kommt und das ich im Schlaf kochen könnte – flogen an die Wand. Und während die Sauce die Tapete hinablief, beschimpfte er uns, bis die Tränen flossen. Die »Saugoofen« und ich umarmten einander ganz fest und hofften, dass das Gewitter bald vorüber war. Manchmal flog nach dem Tellerinhalt auch das Geschirr an die Wand. Manchmal schlug er aber auch einfach nur die Tür hinter sich zu und verschwand im Schlafzimmer. Es war wie im Albtraum. Und keiner von uns traute sich, auch nur das kleinste Wort darüber nach außen dringen zu lassen. Ich kann verstehen, dass die Kinder in der Schule unter Konzentrationsstörungen litten. Das ist vermutlich das Geringste, nach allem, was sie erlebt haben. Ich könnte mich ohrfeigen, dass ich nicht früher reagiert habe. Denn Konzentrationsstörungen sind nicht angeboren, sie entstehen, wenn etwas nicht stimmt. Und ich war dafür verantwortlich, dass sie bei meinen drei Kindern – einer Tochter und zwei Söhnen – einen so guten Nährboden fanden.

Ich hatte die Strategie gewählt, felsenstark zu sein, und wollte meinen Kindern ein möglichst normales Leben bieten. Die Home-Comforts sollten die Home-Horrors überwiegen, die Annehmlichkeiten größer sein als der Schrecken. Auch bei mir sollten Konfitüregläser stolz im Regal stehen. Ich bemühte mich, die Unterhosen ordentlich zu stapeln, die Socken und Schuhe paarweise in die Schränke zu räumen, das Klavier auf Hochglanz zu polieren, mit dem Jüngsten Fensterdekorationen zu basteln, die Musikaufführungen des älteren Sohns zu besuchen, mit der Tochter Französischwörter zu lernen, das richtige Hotel für den Urlaub auszusuchen, den Garten in Schuss zu halten, das Auto

zu putzen und dabei auch den kleinsten Staubsaugeraufsatz zum Einsatz zu bringen, die Zeitung nach dem Lesen wieder ordentlich zusammenzufalten, den Schnee vom Parkplatz zu räumen, für jeden die richtige Zahnpaste zu kaufen, die innovative Köchin und die lächelnde Geschäftsfrau zu sein, die Korrespondenz pünktlich zu erledigen und das Telefon spätestens nach dem zweiten Klingeln abzunehmen, jeden Tag die vierundzwanzig Blumenkästen vor den Fenstern zu gießen, ab und zu Reizwäsche anzuziehen, das Laub aus dem Türvorleger zu saugen, die vier Gästezimmer blitzblank zu halten und das erste Blatt der WC-Rolle in einem Dreieck zu falten, wie es im Fünfsternehotel üblich ist.

Aber es reichte alles nicht. Es reichte nicht, um ihn glücklich zu machen.

Ich wusste nicht mehr, was tun, um seine Wutanfälle zu verhindern. Die kamen am Ende so häufig, dass fast jede Mahlzeit zur Tortur wurde. Würden wir in Ruhe essen können? Oder würde er uns wieder beschimpfen? Das fragten wir uns, während wir am Tisch saßen und auf ihn warteten. Das Essen musste ja immer pünktlich auf dem Tisch stehen, auch wenn er selbst selten pünktlich war. Von weitem schon hörten wir seine energischen Schritte, hörten, wie er die Treppe hochrannte. Meine Angst stand mir wohl ins Gesicht geschrieben, denn die Kinder gaben mir gute Ratschläge: »Sag einfach nichts«, meinte der ältere Sohn. »Iss einfach weiter, sonst fühlt er sich wieder als Sieger«, schlug die Tochter vor. Aber nur schon der Gedanke, dass meine Kinder sich um mich sorgten, machte mich traurig. Wie weit waren wir denn gekommen? Statt zu erzählen, was sie in der Schule erlebt hatten, beschäftigte sie, wie wir möglichst unbeschadet das Mittagessen überstanden.

Je mehr Mühe ich mir gab, ihn zufriedenzustellen, desto primitiver wurden die Beschimpfungen. Dass er davon nie genug bekam, ist mir ein Rätsel. Einmal begonnen, kamen sie wie Schüsse aus dem Maschinengewehr. Immer wieder die gleichen Sätze. »Du bist nichts. Du taugst nichts. Du kannst nichts.« Ich

kannte das alles schon auswendig. Aber es tat jedes Mal wieder weh. Neun Jahre habe ich Deutsch studiert und wurde nun mit Namen belegt, die ich nie zuvor gehört hatte. »Saufotze! Schlampe!« Der Kehllaut des Schweizerdeutschen gab seinen Beleidigungen eine ungeheure Wucht. Ich wunderte mich, dass er dabei nicht an seinem Speichel erstickte. Wie ein von Tollwut befallenes Tier kam er mir vor. Der weiße Schaum spritzte ihm aus dem Mund, aber er konnte einfach nicht aufhören. Schoss gekonnt den nächsten Pfeil ab. Direkt ins Gesicht. Direkt ins Herz. Der Schmerz war für mich am größten, wenn die Kinder Zielscheibe seiner Spuckattacken waren. Gelegentlich wagten sie es, sich verstohlen den Speichel aus dem Gesicht zu wischen.

Die Worte kreisten oft bis tief in die Nacht hinein in meinem Kopf. Die Tränen liefen mir heiß über die Wangen auf das Kopfkissen. Zum Glück sah er sie nicht, denn das hätte ihn noch mehr aufgebracht. Wie oft hatte ich mir gewünscht, dass sein nächtliches Gezeter aufhört, dass es endlich still ist neben mir. Mir taten die Fingerspitzen weh, so fest presste ich sie auf meine Ohren. Versuchte ich aufzustehen, hielt er mich fest und sprühte weiter: »Dein Vater ist nichts wert, deine Schwester taugt nichts, ihr seid alle aus dem gleichen schlechten Holz. Wie konnte ich nur so blöd sein, mich auf euch einzulassen! Und deine Saugoofen sind genauso blöd. Immer nimmst du sie in Schutz, lässt ihnen alles durchgehen.« Nie. Immer. Wie konnte ich nur. Wenn anderntags jemand etwas über meine sichtliche Erschöpfung sagte, erklärte ich, dass wir als Selbständige eben viel zu tun hätten.

»Du hast keine Ahnung von Erziehung. Bist unfähig als Mutter. Ein Fall für die Psychiatrie.« Es musste wohl die Wahrheit sein. Wenn es nicht stimmte, würde er es nicht so oft sagen. Ich war die schlechteste Ehefrau und Mutter auf Erden. Und ich hörte ja auch von niemandem das Gegenteil. Er war ein hoch angesehener, erfolgreicher Geschäftsmann. Wer war denn ich, ihm zu widersprechen? Alle anderen glaubten, was er sagte. Alle anderen waren begeistert von ihm. Ich war die Einzige auf

der Welt, die ihn so in Rage brachte. Der Fehler musste also bei mir liegen. Ich musste mich nur bemühen.

Mehr bemühen. Überlegen, wie man die Situation in den Griff bekommen konnte. Wir waren doch zwei intelligente Erwachsene. Es sollte doch möglich sein, wenigstens gemeinsam normal zu Mittag zu essen.

Einmal schlug ich vor, die Kinder sollten früher essen. Nicht dass sie das Problem gewesen wären. Sie sollten nur in Ruhe essen können, wenn sie aus der Schule kamen. Ich wollte dann später mit ihm essen, wann immer er aus dem Büro kam. Ein guter Vorschlag, wie ich fand. Da täuschte ich mich aber gewaltig. Wie konnte ich es wagen, ihm die Kinder vorzuenthalten! Er »krampfte« den ganzen Morgen und freute sich auf das Mittagessen mit der Familie, und nun sollte er mit mir allein essen. Was mir eigentlich einfalle. Vorschlag abgelehnt!

Als Geschäftsfrau war es für mich nicht einfach, die Büroarbeit zu unterbrechen, um schnell zwischendurch das Mittagessen vorzubereiten. Vielleicht schmeckte es ja deshalb so »gruusig«, wie er immer behauptete. Einmal kam ich auf die Idee, vorzukochen. Eigentlich die perfekte Lösung! Ich würde am Vorabend etwas Gutes kochen, das ich dann entspannt und locker kurz vor zwölf aufwärmen könnte. Freudig füllte ich den Einkaufswagen mit Vorratsdosen, Etiketten und Permanentstift, in der Absicht, den Gefrierschrank mit Leckerem vollzustopfen. Nicht in den kühnsten Träumen hätte ich gedacht, wie er das deuten würde: »Wenn du nicht fähig bist, ein simples Mittagessen zu kochen, dann ist das ein deutliches Zeichen für eine massive Überforderung, ein Grund zur Einlieferung in die Psychiatrie.«

Ich hätte es wissen können. Wir hatten einmal eine seiner Schwestern gebeten, im Haushalt mitzuhelfen und an einem Tag zu kochen, während ich im Büro arbeitete. Ihren Vorschlag, das Mittagessen vorbereitet von zu Hause mitzubringen, lehnte er vehement ab. Auch sie war offensichtlich »völlig überfordert«

und »unfähig«, acht Bettgarnituren zu bügeln, auf drei Kinder aufzupassen, die Wohnung zu putzen und nebenbei ein schmackhaftes Mittagessen zu kochen. Sie tat mir leid. Diese Schwester liebte ihn abgöttisch und hatte sich so bemüht, es ihm recht zu machen. Er aber gab ihr zu verstehen, dass das alles nichts wert sei. Das muss ihr sehr wehgetan haben.

Woher ich die Kraft nahm, unter diesen Bedingungen noch Gäste einzuladen, weiß ich selbst nicht. Heute würde ich das als masochistisch bezeichnen. Denn ich wusste schon im Voraus, was passieren würde, wenn sich die Tür hinter dem letzten Gast schloss.

Da niemals jemand auf die Idee gekommen wäre, einfach so bei uns reinzuschauen, konnten Gästeeinladungen bis ins kleinste Detail geplant werden: Es gab Menübesprechungen wie im Hotel, die Wohnung wurde bis in die hinterste Ecke geputzt, der Vorplatz penibel gekehrt und den Kindern eingeschärft, wie sie sich zu benehmen hatten.

Selbstverständlich stand an einem solchen Tag der Chef persönlich in der Küche. Denn wer wolle schon den »Fraß« von mir? Wem schmecke »so ein Seich« wie meine eingemachten Beeren? So was könne man vielleicht in meiner Heimat, einer Insel voller primitiver Wildschweine, essen, hier in der Schweiz aber sei man zivilisiert! Oder merkte ich vielleicht nicht, wie die Gäste die Nase rümpften, weil sie mein Essen »gruusig« fanden? Sie seien nur zu nett, um mir das offen zu sagen. Sie wüssten ja, wie sensibel ich sei. Und so durfte ich vor dem Besuch nur Idiotenjobs erledigen: den Tisch decken, die Karotten schälen, die Gläser polieren, den Salat waschen, das WC reinigen.

Während des Besuchs musste ich bei den Gästen bleiben, sie unterhalten und ihnen erzählen, wie schön mein Leben war. So konnte ich das Essen nicht vermässeln, das vorbereitet in der Küche stand – denn die Gäste wussten das Vorbereitete sehr wohl zu schätzen! Man bekommt schließlich nicht jeden Tag Lachs, Trüffel, Champagner und Zigarren serviert. Das Paradoxe daran war: Jedes Kompliment an den Koch wies dieser laut und

lustig von sich. Seine wunderbare Ehefrau verdiene das Lob. Sie sei für das feine Essen zuständig. Was für ein Glück, dass er eine solche Frau gefunden habe!

Sobald der letzte Gast gegangen war, machte er mir und den Kindern klar, was wir alles falsch gemacht hatten, was wir nicht hätten sagen dürfen und dass das jetzt aber das letzte Mal gewesen sei, dass man ihn vor anderen so blamiert habe. Was hätte ich in diesem Moment sagen können? Nichts passte. Es war absurd. Ich war so glücklich, Gäste bei uns zu haben, die ich vielleicht eines Tages zu meinen Freunden würde zählen können. Aber je mehr ich mich nach Freundschaft sehnte, desto größer war jedes Mal die Enttäuschung, wenn mir klar wurde, dass niemandem etwas daran lag. Ich würde für immer die Fremde bleiben. Das bestärkte natürlich mein Gefühl, dass etwas mit mir nicht stimmte. Ich hatte mich so bemüht, den anderen zu gefallen. Vergeblich. Kaum einer lud uns ein. Ich blieb allein mit meinen Problemen.

Schöne Ferien!

Ich sehe noch heute, wie die Melone auf dem Felsvorsprung aufschlägt und das rote Fruchtfleisch in tausend Teilen auseinanderspritzt. Die Sonne brannte vom Himmel, und die Hitze war kaum auszuhalten. Er wollte eine Abkürzung über eine Wiese nehmen, aus Angst vor Schlangen blieb ich jedoch auf dem Weg. Da riss er wutentbrannt die Melone aus meinem Rucksack, warf sie die Klippen hinunter und begann mich zu beschimpfen: Wie man nur so blöd sein könne, Angst vor Schlangen! Damals waren wir noch nicht lange verheiratet, und ich hatte mich so auf die Ferien im katalonischen Lloret del Mar gefreut. Kaum jemals war ich so weit gereist, und ich fühlte mich richtig geehrt, so viel Neues sehen zu dürfen. Und so verdrängte ich die Melonengeschichte schnell wieder. Sicher war die Sonne schuld – wie in der Geschichte »L'Étranger« von Albert Camus, die ich während des Französisch-Studiums gelesen hatte. Vielleicht machte sie meinen Mann ebenso verrückt. Ich kam zu dem Schluss, dass wir die Sonne künftig besser meiden sollten – schließlich musste er ja einen Grund gehabt haben, so wütend zu werden. Ein so lieber Mann, wie er es war, würde doch nicht wegen nichts derart ausrasten.

Viele Jahre später und viele Franken reicher das gleiche kindliche Kribbeln im Bauch. Aufgewachsen im schneearmen Südengland, war mir das Privileg Skifahren früher verwehrt geblieben. Für mich waren es die ersten Skiferien als Familie, und ich freute mich sehr darauf. Die Kinder saßen auf dem Rücksitz und freuten sich ebenso auf Skifahren und Schneespaß. Das Luxushotel im Berner Oberland enttäuschte nicht. So weiß wie der Schnee war auch die Suite. Weiße Wände, weiße Teppiche, weiße Bettwäsche. Die Kinder besuchten die Skischule. Ich selbst wäre eigentlich zufrieden gewesen, mit

einem Klatschroman im Liegestuhl abzutauchen. Aber nein, ein Privatlehrer musste her. Die Frau musste Ski fahren lernen. Es kann nicht sein, dass man in der Schweiz wohnt und nicht Ski fährt. Was wäre denn das für ein eingebildeter »Totsch«: Immer nur die Rosinen aus dem Kuchen picken und sich nicht anpassen wollen! Ich war sehr erstaunt, als ich später erfuhr, dass es auch Schweizer gibt, die nicht Ski fahren können.

Lustig fand ich den Unterricht schon. Morgens versammelte sich unsere Gruppe eingeheirateter Schweizerinnen mit den sprachgewandten Lehrern. Ich war in der Regel die einzige Weiße unter den Lernenden. Ihre dunklen Gesichter waren so fest in die Pelzkapuzen eingepackt, dass nur die weißen Zähne und die roten Lippen zu sehen waren. Die mit Diamanten bestickten Skijacken glänzten in der Sonne, was sich über die Fahrkünste der Trägerinnen leider nicht sagen ließ. Und auch ich war jedes Mal froh, wenn ich die Skier ausziehen und wieder mein Talent als Mami unter Beweis stellen durfte.

Unter den gegebenen Bedingungen war das allerdings schwierig. Für meinen Mann war es klar, dass die Kinder auf dem Zimmer essen mussten – sie würden sonst nur die Hotelgäste stören. Für mich war das eine große Enttäuschung in den auch sonst anstrengenden Ferien. Während ich in einem dicken Armsessel in der Hotelbar lustlos an einem Drink nippte, waren meine Gedanken bei den Kindern, die ihre Chicken-Nuggets in einem weißen Zimmer am Servierwagen aßen. Wenn sie nur kein Ketchup auf das teure weiße Tischtuch schmierten!

Nachmittags hatten wir Skianfängerinnen Gelegenheit, das Gelernte allein auszuprobieren. Allein hieß in meinem Fall natürlich: in Begleitung und unter Aufsicht meines Mannes. Er wollte sehen, wofür er so viel Geld ausgab. Nach seinen Angaben – »links, rechts, Stock rein, umschwingen« – sollte ich elegant den Hang hinabkurven. Das Einzige aber, was bei mir wirklich kurvte, waren die Überlegungen, wie ich möglichst schnell aus der Situation herauskäme, denn meine ungeschickten Bewegungen brachten ihn zum Kochen. Dass ich wie eine

Dreijährige weinte, aktivierte die Beschimpfungs-Spuck-Kanone erst recht. Und als ich es dann wagte, die Skier auszuziehen und den Berg hinunterzulaufen – wie ein Vollidiot mitten auf der Piste –, steigerte sich seine Wut ins Unendliche. Er schnappte meine Skier und schleuderte sie zornentbrannt gegen die nächste Tanne. Als ich sie einige Meter weiter unten zusammenlas – mein Mann war bereits talwärts geschossen –, musste ich feststellen, dass sie leider noch ganz waren.

Unermüdlich machte ich mir Gedanken, wohin wir in Urlaub fahren könnten. Badeferien kamen für uns nicht mehr infrage. Ich konnte ja nicht erwarten, dass mein Mann sich noch einmal »Arsch an Arsch mit irgendwelchen Arbeitern an einen dreckigen Strand in der Toskana« legte. Er sah die Welt mit anderen Augen als ich. Für mich war Treibholz am Strand romantisch, die herumliegenden Äste waren für die Kinder ein schönes Spielzeug. Auch die Algen störten mich nicht. Sie gehörten zur Natur. Typisch. Ich war ja in »jämmerlichen Verhältnissen« aufgewachsen. Kein Wunder, dass es mir »in dieser dreckigen Umgebung« und der »verschwitzten, lauten Menge« gefiel! Und ich fühlte mich tatsächlich wohl, als ich unser Picknick am Strand ausbreitete. Aber auch mir verging der Spaß. Wie kann man denn in Ruhe den Wolken nachschauen, wenn neben einem jemand ununterbrochen – und ich meine ununterbrochen! – über die unerträglichen Verhältnisse schimpft. Wofür ich, wer denn sonst, verantwortlich war.

Mit der Zeit wurde mir klar, dass ich überhaupt für alles Schlechte auf dieser Welt verantwortlich war. Für den unaufgeräumten Strand in der Toskana, für den dichten Nebel über den Klippen von Cornwall, das erbärmliche Nachtessen in Paris, das schlecht organisierte Neujahrsfest in Ägypten, den wackeligen Nachttisch im Gara Rock Resort in England, das billige Dekor im Vergnügungspark Rust, die schlechte Federung des Geländewagens in Sharm el-Sheikh, die trüben Wasserlöcher am Ayers Rock, die nicht zum Baden taugten, den überfüllten Campingplatz beim Schweizerischen Nationalpark,